Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 94. **Freitag** den 21. Februar 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Februar.

Der Telegraph übermittelt uns heute den Wortlaut zweier Reden, die gestern der **Kaiser** und der **Reichskanzler** gehalten haben. Die erste, vom Kaiser bei dem Diner gehalten, das der Oberpräsident von Achenbach den Mitgliedern des Provinziallandtags der Provinz Brandenburg gab, ist als eine politische Kundgebung nur insofern aufzufassen, als der Kaiser an große politische Ereignisse anknüpfte und mit ihnen die Pflicht des gesammten deutschen Volkes, die Mitter des kommenden Geschlechtes mit eingeschlossen, zur Erhaltung des unter dem Segen des Höchsten mit so kostbarem Blute Errungenen begründete. Die Rede, die der Reichskanzler bei der Festtafel hielt, die der Bundesrath aus Anlaß seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens veranstaltet hatte, ist eine politische Kundgebung im engeren Sinne. Sie lautet wörtlich:

„Meine Herren! Ich darf es als eine besondere Gunst des Schicksals preisen, daß wir heute, an dem Tage, an welchem der Bundesrath die Feier seines 25jährigen Bestehens begeht, die Ehre zu Theil wird, den ersten Trinkspruch auszubringen. Wer auf eine 50jährige politische Thätigkeit zurückblickt — es sind in diesen Tagen 50 Jahre, seit ich in die bayerische Kammer der Reichsräthe eingeführt wurde — und wem das Zeugniß nicht versagt werden kann, daß er sich während dieser Zeit stets vom nationalen Gedanken der Wiederaufrichtung und der Befestigung des deutschen Reichs leiten ließ, der darf den heutigen Tag auch als einen Ehrentag für sich betrachten. Fürchten Sie aber, meine Herren, keine Ueberhebung meinerseits; ich weiß wohl, daß heute an dieser Stelle ein anderer, ein besserer und größerer Mann stehen sollte, der Mann, in dem das deutsche Volk, nächst dem großen Kaiser Wilhelm, den Gründer seiner Einheit verehrt und verehren wird bis ans Ende der Tage; — ich weiß wohl, daß mein Antheil an der Reichsarbeit ein bescheidener war, und daß es mir nur vergönnt war, theilzunehmen an den Vorarbeiten, gewissermaßen an den Erdarbeiten, auf denen dann im Jahre 1870 die Festung emporwuchs. Aber auch jene Anfänge waren als Einleitung unentbehrlich, und ich freue mich, daran theilgenommen zu haben. Indem verdanke ich jener Zeit eine werthvolle Erfahrung; ich verdanke ihr das Verständniß für die Opfer, welche die deutschen Fürsten gebracht haben, als sie in patriotischer Hingebung sich dem deutschen Reiche anschlossen.

Wenn Sie zurückblicken auf die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte, ja auf unsere ganze deutsche Geschichte, so tritt vor Ihr Auge die allmähliche Erstarkung der deutschen Fürstenmacht — freilich war es nicht immer zum Nutzen des Reichs —, und Sie begreifen dann — vom rein menschlichen Gesichtspunkte aus — das auf historischer Grundlage beruhende Selbstbewußtsein der einzelnen Staatengebilde. Mit diesem Selbstbewußtsein mußte die nationale Bewegung von 1848 und 1870 rechnen. Mit ihm rechnet auch unser Allergnädigster Kaiser, der gewissenhaft und treu die Rechte der Bundesgenossen wahrt.

Fürsten und Volk haben die für die Einheit und Macht des Reichs nöthigen Opfer gebracht; wir dürfen für alle Zukunft auf ein harmonisches Zusammenwirken der Glieder des Reiches rechnen. Unsern Fürsten haben danach Anspruch auf den Dank der deutschen Nation.

Lassen Sie uns diesem Dankesgefühl ehrfurchtsvollen Ausdruck geben durch den Ruf: Der deutsche Kaiser, die deutschen Fürsten und freien Städte, sie leben hoch!"

Zunächst sind es die warmen und verehrungsvollen Worte, mit denen Fürst Hohenlohe des ersten deutschen Reichskanzlers gedenkt, was in seiner Rede nicht nur sympathisch berührt, sondern auch die Zuversicht erweckt, daß der jetzige Nachfolger des größten deutschen Staatsmannes bis an das Ende seiner Tage bestrebt sein wird, diese Verehrung durch die That, durch Fortarbeit im Geiste seines gewaltigsten Vorgängers zu beweisen. Fürst Hohenlohe hätte solche Worte nicht gesprochen, wenn er nicht gewußt hätte, daß das in ihnen liegende Gelöbniß die volle Billigung des Kaisers und seiner hohen Verbündeten findet. Bedeutungsvoll sind ferner die Worte, mit denen Fürst Hohenlohe die „Glieder des Reiches", den deutschen Kaiser, die deutschen Fürsten und freien Städte, feierte. Unter den jetzt im Amte befindlichen Staatsmännern weiß keiner besser als der jetzige Reichskanzler, welche Opfer alle Bundesglieder bringen mußten, als sie dem deutschen Reiche sich anschlossen, und wieviel sie von ihrer schwer errungenen Macht preisgaben, als sie die Macht des Reiches begründen halfen. Kein Anderer war also berufen wie er, diesen Opfersinn zu feiern. Kein Anderer aber weiß auch genauer, wie fest das Band ist, das alle diese Glieder jetzt umschließt, und wie fest jedes einzelne entschlossen ist, dieses Band zu erhalten zum Heile des Ganzen und seiner Theile. Wenn Fürst Hohenlohe versichert, daß wir „für alle Zukunft auf ein harmonisches Zusammenwirken der Glieder des Reiches rechnen dürfen", so ist das ein werthvolles Zeugniß, um so werthvoller, je schlechter es um das Zusammenwirken des Volkes bei der Aufgabe der Erhaltung unserer kostbarsten Güter und bei der Abwehr der diesen Gütern drohenden Gefahr bestellt ist. Es ist schon oft gesagt worden, daß die Gewähr der Erhaltung des deutschen Reiches nicht beim Reichstag und nicht beim deutschen Volke, sondern bei dem Kaiser und seinen Bundesgenossen liegt. Aber niemals ist die Wahrheit dieses Wortes deutlicher in die Erscheinung getreten, als in den letzten Wochen und Monaten. Um so beruhigender und tröstlicher ist die Zuversicht, mit der Fürst Hohenlohe auf das harmonische Zusammenwirken der Glieder des Reiches in alle Zukunft blickt.

Die Proteste, die bei uns in **Sachsen** gegen die **Wahlreform-Vorlage** gerichtet werden, veranlassen den „Vogtländ. Anz.", daran zu erinnern, daß im Jahre 1868 bei der Berathung über unser jetzt noch giltiges Wahlgesetz der Vertreter der Universität Leipzig in der Ersten Kammer, Prof. Dr. Heinze, für die Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts in Sachsen eintrat. Die jetzigen Protestler treten zunächst nur für die Erhaltung des jetzigen Wahlrechts ein, das an eine Steuerleistung von drei Mark geknüpft ist; aber die Gründe, mit denen sie ihre Stellungnahme motiviren, sind so, daß sie nicht nur von der Socialdemokratie für den Wegfall eines jeden Census und für die Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts geltend gemacht werden können. Stellt man sich auf den principiellen Standpunct, daß die Höhe der persönlichen Leistungen für den Staat bei der Bemessung des Wahlrechts gar nicht in Frage komme und daß Der, der 3000 ℳ und mehr Steuern im Jahre zahlt, bei den Kammerwahlen nicht mehr Recht haben dürfe als Der, der 3 ℳ zahlt, so kann man für die Beibehaltung des Census keine principiellen Gründe, sondern nur Opportunitätsrücksichten anführen, die darauf hinausgehen, man dürfe die Zahl der socialdemokratischen Abgeordneten nicht allzusehr anwachsen lassen. Wenn daher — mag nun die neue Wahlgesetz-Vorlage Gesetz werden oder nicht — die Socialdemokratie ihren schon wiederholt eingebrachten Antrag auf Abänderung unseres Wahlgesetzes wieder einbringt — und das wird auf alle Fälle geschehen —, so wird sie sich auf die jetzigen Protestler berufen, sie an ihre Pressmotive erinnern und von ihnen fordern, daß sie wenigstens für den Wegfall des Census und für die Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts mit demselben Eifer und mit denselben Mitteln eintreten, mit denen sie gegen die jetzige Vorlage agitiren. Es wäre daher dringend zu wünschen, daß die Herren klar und unzweideutig erklärten, was sie wollen: ob sie nur die Erhaltung des jetzigen Wahlgesetzes mit seinem beschränkenden Census verlangen und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für schädlich halten, oder ob sie gleich dem ehemaligen Vertreter der Universität Leipzig in der Ersten Kammer die Einführung des allgemeinen gleichen und directen Wahlrechts für ein Gebot der Gerechtigkeit erachten. Eine solche Erklärung sind die Herren sich selbst und dem Lande schuldig.

Bekanntlich strebt die **französische** Umsturzpropaganda mit Hochdruck dahin, den Arbeitgeber in seinen Beziehungen zu dem Arbeiterpersonal aller Rechte zu berauben, ihn lediglich zum willenlosen Sclaven seiner Leute herabzudrücken, welch letztere mit dem Arbeitgeber, seinem Capital, seinem Fabrikbetriebe nach Laune und Willkür umzuspringen befugt sein sollen. Den energischsten Gegner unter den Arbeitgebern hat diese Partei des ausgesprochenen Terrorismus in Herrn Reffeguier gefunden, der, wie erinnerlich, im Streik der Glasarbeiter von Carmaux durch sein consequentes und standhaftes Verhalten den Streikenden eine empfindliche Niederlage beigebracht hat. Aber er ließ es dabei nicht bewenden, sondern in klarer Erkenntniß, daß man das Uebel an der Wurzel fassen müsse, ging er nunmehr gegen den intellectuellen Urheber des ganzen Unfugs, den Genossen Jaurès, mit einer gerichtlichen Klage auf Schadenersatz vor. Herr Reffeguier ist so gestellt, daß er vor dem Verdacht geschützt ist, als wolle er sich auf Kosten des Abg. Jaurès bereichern, obwohl auch letzterer trotz seiner proletarischen Allüren nichts weniger als ein Proletarier, sondern seines Zeichens ein recht behäbiger Capitalist und Rentier ist. Aber Herr Reffeguier will die französische Justiz zwingen, in dem von den Umsturzterroristen gegen die Arbeitgeber eröffneten Feldzuge Farbe zu bekennen. Er will Quittung darüber haben, ob das Gesetz gegenüber berufsmäßigen Volksaufwieglern, welche den Ruin der Arbeitgeber als Sport betreiben, die Repressivsicht anerkennt, oder ob es die socialrevolutionaire Hetzpropaganda als eine unter den besonderen Schutz der Justizbehörde zu nehmende Thätigkeit ansieht. In den Kreisen der Arbeitgeber fragte man sich schon längst, ob die Anstifter und Förderer von Streiks, jene Berufshetzer, die sofort auf der Bildfläche erscheinen, wenn irgendwo Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern entstehen, und die durch ihre Reden und Handlungen Oel ins Feuer schütten, für den materiellen Schaden, den sie anrichten, aufzukommen haben, oder ob sie, wenn sie durch ihr Gebahren es glücklich dahin gebracht haben, daß ein Fabrikbetrieb still stehen muß, daß der Geschäftsinhaber vielleicht ruinirt wird und die Arbeiter brodlos werden, dann, als wäre Alles aufs Beste bestellt, in aller Gemüthlichkeit nach Hause gehen können, als ob die Bestimmung des Code, welche besagt, daß jeder, der einem Anderen Schaden verursacht, als Urheber des angerichteten Schadens ersatzpflichtig ist, für den Urheber von Arbeitseinstellungen gar nicht existirte. Der Anwalt des Klägers hat in ebenso geistreicher als überzeugender Weise für die Haftbarmachung des Jaurès plaidirt, der Anwalt des Verklagten gegen diese Ausführungen in leidenschaftlichster Weise Verwahrung eingelegt. Der Gerichtshof hat seinen Spruch auf den 27. d. M. angesetzt. Er hat von dem socialdemokratischen Anwalt die Belehrung erhalten, daß er nicht dazu da sei, um den Bestimmungen des Code zu ihrem Rechte verhelfen, sondern um der socialrevolutionairen Lehrmeinung Genugthuung zu verschaffen. „Wenn Sie Herrn Reffeguier Recht geben", rief der Anwalt emphatisch aus, „so ist das die größte Niederlage, welche der Socialismus jemals erlitten hat." Diese Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und wird nicht nur dort verstanden werden, wo sie nach dem Verhalten einer radicalen Regierung anscheinend ganz am Platze ist.

Der Verfassungsconflict zwischen der Deputirtenkammer und dem Senat in **Frankreich** hat seine Lösung noch nicht gefunden, nachdem die erstere dem Ministerium Bourgeois in der gestrigen Sitzung abermals das Vertrauen votirt hat. Wie gemeldet, interpellirte der gemäßigte Deputirte Chaudey, ohne, wie es der Wunsch des Ministeriums war, die heutige Sitzung des Senats abzuwarten, die Kammer über die widersprechenden Erklärungen des Justizministers Ricard in der Kammer und im Senat in Bezug auf die Ersetzung des Untersuchungsrichters Rempler in der Südbahn-Angelegenheit und verlangte, daß Ricard nicht die Politik in die Justizverwaltung einführe. Unter lebhaftem Beifall der Linken erklärte Ricard, daß er Rempler nur ersetzt habe, weil derselbe lässig gewesen sei in der Ermittelung der Schuldigen, und wies darauf hin, daß schon mehrfach Untersuchungsrichter durch andere ersetzt worden seien. Ueber den Schluß der Sitzung liegt uns folgender Bericht vor:

* **Paris**, 20. Februar. Sarrien bringt eine Tagesordnung ein, in welcher die am 13. d. M. angenommene bestätigt und das Vertrauen zu der Regierung ausgedrückt wird. Sarrien fordert für seine Tagesordnung die Priorität. Bourgeois genehmigt dieselbe. Poincaré fordert die Regierung heraus, eine Tagesordnung zu verlangen, durch welche das Verhalten Ricard's gebilligt wird. (Anhaltender Lärm.) Hierauf wird die Priorität der Tagesordnung Sarrien mit 280 gegen 238 Stimmen angenommen. (Beifall auf der Linken.) Die Tagesordnung Sarrien wurde mit 309 gegen 185 Stimmen angenommen. Ein Zusatzantrag Lasserre, in welchem die Intervention des Justizministers Ricard in laufende gerichtliche Untersuchungen bedauert wird, wurde mit 279 gegen 204 Stimmen abgelehnt. Die Sitzung wurde hierauf aufgehoben. — Die Cuisine des Senats, welche für die morgen stattfindende Sitzung Volkskundgebungen befürchtet, ordnete besondere Vorsichtsmaßregeln innerhalb und außerhalb des Palais de Luxembourg an.

So hätte nun der Senat dem Ministerium sein Mißtrauen, die Deputirtenkammer zweimal ihr Vertrauen votirt und der Conflict befindet sich noch auf demselben Fleck. Allein eines verdient doch Beachtung: Am 13. Februar sprach die Deputirtenkammer dem Cabinet das Vertrauen mit 326 gegen 43 Stimmen, also mit erdrückender Mehrheit aus, gestern standen den 309 Stimmen pro die relativ erhebliche Anzahl von 185 contra gegenüber und der Antrag Lasserre, das Bedauern über die Intervention des Justizministers in die laufenden gerichtlichen Angelegenheiten auszusprechen, wurde

---

Feuilleton.

Seine „dumme" kleine Frau.

6] Roman von F. Klinck-Lüttelsburg.
Nachdruck verboten.

Das kleine Haus, welches Herr von Greifingen bewohnte, machte in seiner sommerlichen Umgebung einen äußerst freundlichen Eindruck, den hochtönenden Namen einer Villa verdiente es nicht. Es war ein einstöckiges Gebäude, das nur mäßig große Räumlichkeiten barg, aber bei einer vernünftigen Eintheilung einer Familie hinreichend Platz gewährte und sie vollkommen befriedigen konnte. Die überdachte Veranda ersetzte auch, wenigstens zur Sommerszeit, ein großes Wohnzimmer.

Hier standen an dem vorerwähnten Junimorgen zwei Damen. Die eine derselben, die Schwester des Herrn von Greifingen, welche seit dem Tode seiner Gattin die Stelle der Hausfrau vertrat, eine nicht mehr ganz jugendliche, aber immerhin noch schöne und stolze Frauenerscheinung mit ernstem, ausdrucksvollem Gesicht, hatte ihren rechten Arm um den Leib eines lieblichen achtzehnjährigen Mädchens geschlungen, das sich zitternd an die Aeltere lehnte. Beide schauten angestrengt in der Richtung nach der Stadt. Gesprochen wurde schon seit einer halben Stunde kein Wort mehr. Endlich sagte das junge Mädchen:

„Ich will einmal nach der Uhr sehen, Tante Lisa?"

Die Andere nickte.

Nach Ablauf weniger Minuten war das junge Mädchen schon wieder an ihrer Seite.

„Tante Lisa — es ist elf Uhr."

„Elf Uhr!" wiederholte Fräulein Lisa seufzend. „Wie die Zeit schleicht! Aber sei ruhig, Kind, Papa meinte, er könne vor einhalb zwei Uhr nicht zurück sein."

„Wenn er doch nur erst wieder da wäre! Ich habe eine grenzenlose Angst."

„Nein — Angst nicht, Hertha. Dem Papa kann nichts passiren. Daß man unruhig ist, erscheint mir natürlich. Ich wünsche auch, daß Papa erst die furchtbaren Stunden überstanden hat. Er ist seit einiger Zeit so sehr aufgeregt und er nahm die Sache, die es gar nicht verdient, merkwürdiger Weise ernst. Das hat, denke ich mir, ansteckend gewirkt. Man muß aber vor allen Dingen etwas verbrochen haben, um Strafe befürchten zu müssen."

Und wieder standen Beide lange Zeit schweigend.

„Tante Lisa", hub endlich die Jüngere wieder an, „hast Du wohl einmal daran gedacht, was werden sollte, wenn —"

„Nun?" Die Tante warf einen raschen, fragenden Blick, in welchem ein ernster Vorwurf lag, auf die Nichte, und dennoch ließ eine Vorstellung, welche in diesem Augenblick in ihr lebendig geworden war, sie erblassen.

„Sieh mich nicht so vorwurfsvoll an, Tante. Du kannst nicht denken, wie ich mich in Angst verzehre. Sieh, wie ich zittere. Ich denke bisweilen, es müßte doch eine rechte Wohlthat sein zu sterben und nichts, nichts mehr von der Welt und den Menschen zu sehen."

Thränen rollten über die schmalen, blassen Wangen des jungen Mädchens und auch in Fräulein Lisa's Augen schimmerten Thränen, aber ein ohnmächtiger Zorn hatte sie darin aufsteigen lassen.

„Hertha, Kind, weine nicht. Laß den Vater nicht sehen, daß wir uns seinetwegen gesorgt haben." „Denke an ihn. Wir müssen ihm eine Stütze sein — auch — auch — wenn die schlimmsten Befürchtungen sich erfüllen sollten."

„Tante, Du hast — Befürchtungen? O, lieber Gott!"

Sie war auf einen Stuhl niedergesunken und brach in Thränen aus. Ein krampfhaftes Schluchzen durchschüttelte ihren Körper. Vergebens war Fräulein Lisa bemüht, sie zu beruhigen und zu trösten. Lange genug hatte sie den grenzenlosen Jammer ihres Herzens unter einem Schein von Gleichgiltigkeit, der bisweilen sogar die Tante getäuscht, zu verbergen gesucht, in dieser Stunde, in welcher die Seelenangst ihren Höhepunct erreichte, hatte ihre Kraft sie verlassen.

Eine weitere Stunde war vergangen. Beide Damen hatten ihre Wachtposten wieder eingenommen. Hertha sah bleich und verweint aus, Fräulein Lisa nicht minder bleich, aber ihre brennenden Lider kühlte keine Thräne mehr. Sie war gefaßt — auf das Schlimmste. In dem Herzen des Kindes an ihrer Seite hatte vielleicht noch eine schwache Hoffnung Raum, in dem ihren — keine. Die nächsten Stunden konnten ihnen Grausames bringen.

Im benachbarten Dorfe schlug es ein Uhr, träge reihte Minute sich an Minute. Dann halb zwei. Kein weiteres Wort war mehr zwischen Beiden gewechselt.

Nun schlug es zwei.

„Hertha — dort, gerade an der Biegung. Ist's Papa?"

Sie reichte der Nichte das Opernglas, welches diese mit zitternden Händen in Empfang nahm.

„Ja — Tante — er ist's," kam es keuchend über die Lippen des jungen Mädchens. Papa geht langsam — sehr langsam — o, Gott! Wenn — wenn"

„Es ist warm, Hertha, und dann, es war eine große Anstrengung für Papa."

Die Stimme des Fräuleins klang kaum minder angstvoll und beklommen.

„Ich möchte Papa entgegengehen", fügte sie, sich gewaltsam zusammennehmend, hinzu, „während Du nach dem Essen siehst und ein Glas Wein besorgst. Papa wird nicht gleich essen mögen, aber noch einmal, er darf nicht merken, daß wir uns gefürchtet haben. Nimm Dich zusammen, Hertha, thu's seinetwegen, was uns auch bevorstehen mag. Fasse Muth! Wir wollen uns wehren bis aufs Aeußerste."

Fräulein Lisa schritt durch den Garten, die Treppe hinunter dem Bruder entgegen. Sie fühlte sich schwach und ihr Herz schlug stürmisch laut und unregelmäßig in der Brust. Das Blut stieg in dem einen Augenblick jählings in ihre Wangen, um in dem anderen rasch wieder zurückzutreten. Aber sie beschleunigte ihren Gang nicht. Während sie Hertha aufgefordert, sich zu beruhigen, hatte es ihr selbst kaum gelingen wollen, nur einen Schein von Fassung zu bewahren. Die Angst trieb sie dem Kommenden entgegen.

Ein Blick in das Gesicht des Bruders und das freundliche Wort, das auf ihrer lächelnden Lippe geschwebt, blieb unausgesprochen. Nun ertrug sie die Qual der Ungewißheit nicht mehr.

„Wolf — was ist geworden?"

„Ich — ich — bin frei — gesprochen, Lisa."

O, dieser entsetzlich müde und hoffnungslose Ton in seiner Stimme! Er drängte die aufflackernde Freude in dem Herzen der Schwester jäh zurück.

„Freigesprochen, Wolf? So war all Deine Angst und Sorge umsonst. Ich wußte ja, daß ein guter Gott in der schweren Stunde Dir zur Seite stehen würde.

Um die Lippen des Herrn von Greifingen zuckte es voll Bitterkeit.

„Du irrst, Lisa — ich war allein — ganz allein."

Sie wagte keine weitere Aeußerung. Was war geschehen? Gewiß irgend etwas Furchtbares, aber er war doch freigesprochen und die unsinnige Angst, die sie seit Wochen gepeinigt, wenigstens von ihr genommen. Sie hing sich an den Arm des Bruders und blickte scheu und ängstlich zu ihm auf. So schritten sie nebeneinander dem Hause zu. Am Eingang des Gartens faßte sie sich indessen noch einmal ein Herz.

„Es kam nicht so, wie Du es wünschtest, armer Wolf. Wirst Du mir Alles sagen? Du weißt, das Aussprechen hat schon manches Mal geholfen."

„Alles, Lisa."

„Du bist doch aber freigesprochen, Wolf."

„Ja — freigesprochen."

„Wolf! O Gott — was ist geschehen? Ich ertrage es nicht, Dich so gebrochen zu sehen."

„Nicht jetzt, Lisa, frage nicht, ich kann nicht mehr. Du sollst Alles wissen, vielleicht nicht heute, aber morgen. Ich muß mich selbst wiederfinden."

Er küßte die Schwester zärtlich auf die Stirn und seinen Arm um sie schlingend, führte er sie die Treppe hinan. Es hatte den Anschein, als ob er ruhiger geworden sei. Mit einem Lächeln nahm er das ihm von Hertha dargereichte Glas Wein entgegen und trank es aus. Nun kehrte auch die Farbe in sein bleiches Gesicht zurück.

Im Laufe des Nachmittags gelang es Fräulein Lisa nicht, des Bruders allein habhaft zu werden. Hertha, die Schlimmeres befürchtet, fühlte durch die Thatsache, daß der Vater freigesprochen war, vollkommen sich befriedigt. Die jüngste Schwester hatte nichts von dem Leid erfahren, das auch ihr gedroht.

Herr von Greifingen ging am Nachmittag nicht mehr nach Rittergut Reischach, sondern beschäftigte sich im Garten. Seine Töchter saßen in seiner Nähe in einer von ihm angelegten Hollunderlaube. Er war noch stiller als gewöhnlich, was Lisa zwar nicht entging, sie aber nicht besonders beunruhigen konnte. Ihn bedrückte Schweres, und sie hatte nur den einen Wunsch, daß er ihr sein Herz erleichtern möge, mancher Trost war ihm durch die Schwester, welche wenig Freude, aber viel Leid mit ihm getheilt, und eher auf ein großes Vermögen Verzicht leisten, als den Bruder verlassen und ihre zweite Heimath mit dem Elternhause vertauschen wollte, gespendet worden. Nachdem sie von den ersten Schrecken, den der Anblick des Bruders ihr verursacht, sich erholt, glaubte sie, seine Niedergeschlagenheit zu verstehen. Er war freigesprochen, aber nicht in einer befriedigenden Weise. Sie hatte sogar eine leise Hoffnung, daß Wolf von Greifingen's stark ausgeprägtes Ehrgefühl ihm seine Lage schlimmer erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war.

SLUB
Wir führen Wissen.